

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 32

Sonntag, den 6. August

1916

Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Béla, der mit dem Baron von Neuenstein in ein Gespräch vertieft war über das letzte Rennen in Wien, klemmte sein Einglas ins Auge und sah gelangweilt hinaus.

„... hübsche Mädchentypen ... idyllisch ... ja ... hm ...“ flüsterte er seiner Mutter zu; aber ... sein Gesicht nahm plötzlich einen faustischen Ausdruck an:

„Fräulein Rose schon mehr Najade als Frühlings.“

Er hatte nicht unrecht. Rosés weißes Kleid zeigte deutlich die Spuren des Reichtums, aus dem sie die Rosen geholt. Nur dem Verlangen nach den Blumen nachgebend, hatte sie nicht acht gehabt auf Kleid und Schuhe.

Jetzt schmiegte sich der dünne Mull verräterisch um ihre Glieder. Sie schien es nicht zu bemerken, seelenvergnügt, harmlos wie ein Kind kam sie daher.

Die Baronin hatte ein feines Rot in den Wangen:

„Sie ist sehr natürlich, ja ... aber das hat bei ihr nichts zu sagen ... das wird sie mit den Kinderschuhen ausziehen. Sie ist ja doch noch ein großes Kind. Im Schatten der Wälder reißt der Mensch später.“

Sie hatte das leise, nur zu Béla, gesagt; aber Josephs Jägerohren hatte sie ebenso gut verstanden wie der junge Baron. Er stand ganz in der Nähe und wartete auf Rose.

Wie ein Schlag hatte ihn das lässige: „mehr Najade als Frühlings“ getroffen. Ihm war's, als stände Rose hilflos und unbeholfen vor ihnen, als müsse er sie in seine Arme nehmen und forttragen, weit fort, bis kein fremdes Auge sie mehr sehen könne.

Die Mädchen waren ins Schloß gekommen. Lachend kamen sie die Stiegen herauf, lachend in den Saal. Aller Augen wandten sich nach ihnen um; junge Herren haschten neidend nach den Blumen in ihrem Kranze. Da hob Rose die Arme mit dem Kranze hoch über ihren Kopf. So glich sie einer Frühlingsgöttin. Das feuchte Sommerkleid schmiegte sich liebevoll an ihren Körper und zeichnete die schlanken Formen in edler Linie.

„Schön!“ flüsterte die Baronin wieder und ließ das Stielglas fallen. Sie sah ihrem Sohne in das blasser Gesicht, sah, wie es sich belebte, wie seine Augen flackerten, sah es auch, wie seine Hand ein Zweiglein aus dem Kranze brach und, — war es Absicht oder Zufall: Seine Finger streiften Rosés Schulter, daß sie erglühte und zusammenzuckte.

Auch Joseph hatte es gesehen. Rasch stellte er sich zwischen Rose und Drzi. Vier Männeraugen tauchten ineinander. Die drohenden Blicke Josephs traf ironische Ueberlegenheit aus den gelblich-grünen Augen des Barons. Es wallte brausend auf in Josephs jungem Blute. Er machte eine Bewegung, als wolle

er nach seiner Büchse greifen, doch die hing ja in seinem Zimmer. Er war ja Gast hier, war im Salonrock da ...

Ein kühles Lächeln im blassen Gesicht, so sah der Baron an Joseph vorbei in die Luft. Was bist du mir? Das war deutlich in seinen Mienen zu lesen.

Es wurde dunkel vor Josephs Augen. Dieser Mann und Rose, seine Rose, die er liebte mit jedem Atemzug ... er sah sie, sah den nassen Saum an ihrem Kleide, der sich so eng um ihre Knöchel legte.

„Rose!“ rief er, sich und die Umwelt vergessend, „Rose, dein

Kleid, wie du wieder aussiehst! ...“

Es kicherten die Mädchen, die mit ihr waren, schadenfroh vor sich hin: „Rose, dein Kleid ... ha, ha ... wie du aussiehst ... sieh' mal, wie besorgt Joseph um deine Sachen ist ...“

Sie stand verwirrt und verlegen, ließ fassungslos das Köpfchen hängen. Die vielen Augen, die auf sie blickten ... sie schämte sich, o, wie sehr!

Da kam die Baronin und legte ihren Arm um sie, führte sie weg und zeichnete sie aus vor allen:

„Ich habe Sie lieb, kleine Rose, so wie Sie sind!“

Niemand kümmerte sich um Joseph. Er fühlte seine Ungeschicklichkeit sehr wohl, schlich sich fort — wie sein Vetter, wenn der eine Dummheit gemacht ...

Er ging in sein Zimmer, hing den schwarzen Rock weg, fuhr in seine Jägerjoppe, nahm die Büchse und ging.

Es war spät, als er aus dem Walde kam. Das Feuerwerk war abgebrannt, der Pulvergeruch lag noch in der Luft.

Aus den Fenstern des großen Saales erstrahlte Licht, Walzermelodien klangen an das Ohr. Joseph sprang auf eine Bank, die unter dem Fenster stand und bohrte seine Blicke in das Gewoge der weißen, blauen, rosa Wolken, die im raschen Reigen an ihm vorüberflogen. Es brannte, hämmerte in seinem Kopfe. Narr, elendiglicher — was steht du hier, was schaust du ... sie ist dir ja doch verloren ... auf immer verloren ...

Er denkt's und schaute doch unversehrt auf das bewegte Bild im Saale.

Schlante Mädchenkörper wiegen sich im Takte der Melodien, schweben über das spiegelglatte Parkett; Blumen gleichen sie, die brennen und glühen in bunter Farbenpracht. Erdentrübs, voll seligen Bildes sie, die schönsten von allen; Rose, die er liebte mit jedem Atemzuge, Rose, seine Rose ... im Arme Bélas ...

Die weißen, blauen, rosa Wolken da drinnen schwimmen zusammen zu einem Farbenton, aus dem mit greller Schärfe die beiden Menschen treten, die er allein noch sieht:

Rose und Béla, die Mutter Natur in guter Laune geschaffen. Ja, er mußte es zugeben: Béla ist ein schöner Mann. Vollenendet ebenmäßig wirkte seine Gestalt, das blasser, schmale Gesicht ist fesselnd trotz des matten Ausdrucks seiner Augen! Rose im Arm, wiegt er sich sicher und kunstvoll nach den schmelzenden Tönen, die aus den Geigen springen, wiegt sich und dreht sich und führt



Direktor Alfred Lohmann vom Norddeutschen Lloyd.
Das neue U-Stratichiff „Deutschland“, verdankt seine Entstehung einer Anregung des bekannten Großreeders und früheren Präsidenten der Bremer Handelskammer Dir. Alfred Lohmann.

„Joseph kann es nicht mehr sehen. Aus seinen Augen züngeln
flammen nach seinem Kopfe. Seine Hände ballen sich in ohn-
mächtiger Wut. Auge um Auge mit dem Manne da drinnen,
dem Räuber seines Glückes ... ha! ... einmal nur soll ich dich
treffen allein!“

Seine Zähne knirschen, — seine Pulse schiebern. Er springt
von der Bank. — Da legt sich eine schwere Hand auf seine Schulter.
Tabaksgeruch zieht ihm um die Nase, im gemütlichen Dialekt
trifft's sein Ohr:

„Na, warum so harp und so einschichtig? Habt's keine
Schneid? Habt's keine jungen Beine? Auf' draht wird drinn ...
Kruzi-Türken noch mal ... da heist's mitspringen, daß die Balken
tragen und der Staub auf's steigt!“

Der alte, grauhaarige Förster sah ihn lustig zwinkernd aus
kleinen Auglein an. Er stand in dem Lichtstreifen, der aus dem
breiten Fenster fiel, die kurze Pfeife in der herben Faust.

Joseph stieß rauh hervor: „Es geht kein guter Wind da
drinnen heut' — meint Ihr nicht auch?“

Der Förster lachte laut und dröhnend. Er schlug mit der
flachen Hand auf sein Knie und schrie prustend:

„Na ja, das hab' ich mir scho denkt ... die G'mütlichkeit is
heut' mit a so wie sonst! Mit'n Hamurist a so, so ... aber das darf
doch so ein' g'lunden Durchen nit zum Schmachtlappen machen ...
na ... wann i nit so steife Beine hätt, i wollt denen da drinnen
eine Kerzen aufstecken! Kruzitürken noch mal! Man hat doch
auch mal seine Ländler und Schleifer tanzt, dös will i meinen!
und wie!“

Er schnalzte mit der Zunge und machte
eine hüpfende Bewegung dazu:

„All'weil lustig, all'weil fidel san mir ...
ja ...“

Als er auch damit Joseph nicht zu er-
heitern vermochte, klopfte er ihn freund-
schaftlich auf die Schulter:

„Na, nit harp sein! Ein Hirsch, ein
schußbara, is was g'scheit's ... gelt, ja ...?“

„Mehr schon als die da drinnen um
einander!“ preßte Joseph zwischen den
Zähnen hervor, grüßte und ging.

„Das macht das Gebüt ...“ brummelte
der Förster hinter ihm her und paffte dicke
Wolken aus seiner Pfeife. In der Forst-
meisterei gab es Zigarren, aber dem
alten Grautopf ging nichts über seinen
selbstgezogenen Knaster, schon darum nicht,
weil er die Pflanzen immer so schlau zu
verstecken wußte vor den suchenden Augen
des Finanziers.

So ein wengerl Heimlichkeit is halt die
Würze von der Sach!“ meinte er.

VI.

Mitternacht war vorüber, als die letzten
Gäste die Forstmeisterei verließen. Der
alte Karsten hatte ihnen das Geleit bis
zur Auffahrt gegeben, nun stieg er langsam
und schwerfällig die wenigen Stufen zu den
Festräumen hinauf. Sie zeigten das bunte
wirre Bild, das immer der Schluß großer Schmausereien ist.

Halbleere Schüsseln, zerdrückte Servietten, Gläser mit Wein-
resten, verwelkte Blumen, und alles eingehüllt in den Dunst der
Wein- und Speisereste.

Frau Josepha ging mit einem Korbchen um die Tafel herum
und sammelte die Silberbestecke, die sie niemals den Händen
der Mägde überließ.

Karsten machte sich an den Wein heran, zählte die vollen
Flaschen, goß die Reste angebrochener Flaschen zusammen, klebte
neue Etiketten auf.

„Das ist halt mal die Seele der Weinpflege ... immer voll
bis zum Rand die Flasche oder das Faß, und dann ... die richtige
Temperatur ... die tut das Ganze.“

Josepha gab keine Antwort, denn die Mägde gingen hin und
her.

Sie sah müde aus und sorgenvoll. Manchmal ging ein
flackerndes Rot über ihr Gesicht, ihre Lippen öffneten sich wie
zu einer Frage — aber sie blieb stumm.

Der Mann mit den stahlscharfen Augen und der Adlernase,
der dort so ängstlich die Reste des Festmahls sammelte, konnte ihr
ja doch keinen Trost geben, weil er es nicht wollte.

Der Forstmeister hatte die Reste des Weines mit Hilfe des
Kutschers in den Keller getragen. Blaurot im Gesicht kam er
herauf, warf sich in einen Sessel und tupfte mit seinem Taschentuche
den Schweiß von der Stirn. Sein Atem ging schwer und pfeifend.

Josepha sah besorgt nach ihm hin:

„Du mußt dir wohl doch zu viel zu — dein Asthma ...“

„Ach was, Asthma ... müde bin ich ... anstrengend war der
Tag ... und alt wird man auch ... Wie gefallen dir die Orzi?“



Prinz Andreas von Griechenland.
welkte auf der Durchreise in Deutschland

„Wie du das wieder herumdrehst! Rett ... reizend,
prachvoll sind sie! Die Frau ... Aristokratin vom Scheitel bis
zur Sohle ... Ich bin nur froh, daß sie gar nicht stolz ist. Ja,
das hat sie immer ausgezeichnet. Schon meine selbige Frau hat
behauptet: Sie ist so vornehm, daß es ihr keinen Abbruch tut,
wenn sie auch mit gewöhnlichen Leuten verkehrt. Ein Glück nur,
daß sie die Unerzogenheit unserer Rose ... ja, heb' nur den Kopf,
ich kann dir nicht helfen ... mit der Erziehung Rosens hast du dir
keine Ehre eingelegt ...“

Er tupfte wieder mit dem Taschentuch in seinem Gesicht her-
um, riß die Knöpfe seines Rockes auf und sah ängstlich um sich:

„Heiß ist's ... mach' doch die Fenster auf, Sephla ... rein
zum Erfrischen, die Luft ... uff ...“

Ein Schwindel packte ihn und benahm ihm die Sprache.

Josepha reichte ihm erschrocken ein Glas Wasser. Er wehrte
es eigensinnig ab; aber sie zwang ihn, es zu trinken:

„Einen Tropfen nur, noch einen ... so ... nicht wahr, es
tut dir gut?“

„Ja ... ja ...“ brummte er, „ich vertrage den Böslauer so schlecht.
Er ist mir zu schwer. So ... ach ... sind die Fenster offen?“

„So mach' sie doch auf ... alle ... hörst du ... ich erfrische ja ...!
Nun wird's schon besser ... ach, gib mir noch von dem Wasser!“

Er trank in vollen Zügen und gab ihr das Glas zurück:

„Das hat gut getan. Diesmal hast du's getroffen, Sephla ...
Was ich fragen wollte ... Wo ist denn mein Fräulein Tochter?
Warum hilfst sie dir nicht?“

„Ich habe sie zu Bett geschickt. Sie kam
mir müde und abgespannt vor.“

„Müde ... müde ... abgespannt ...
mit siebzehn Jahren ...“

Er fuhr mit der Hand ein paarmal über
seinen kahlen Scheitel und brummte vor
sich hin:

„Ja, ja, die Welt von heute ... nichts
taugt sie, rein gar nichts! Wenn ich so
denke, was für'n Kerl unferneis war!
Tagüber strammen Dienst, nachts eine
Mulle gelaufen zum Heurigen; und auf-
draht ham' mer, bis der Hahn g'kräht hat!
Dann heidi! nach Haus gelaufen, wieder
eine Mulle, und sig in den Dienst! Ja,
ja, das waren Zeiten ... Kruzitürken ja!“

Er lächelte vor sich hin. Josepha sah
besorgt auf seine zusammengeklammerte Ge-
stalt. Diese Anfälle ängstigten sie doch
sehr! Wenn er sich nur mehr schonen
wollte ...!

Sie schüttelte das Taschentuch zum Fenster
hinaus, und prüfte es auf Wein- und
andere Flecke. Da sich nichts vorfand, was
eine augenblickliche Wäsche nötig machte,
legte sie es mit Hilfe Sules in die alten
Falten und schloß es weg.

Der Kutscher nahm inbissen die Kränze
von den Wänden, die Kerzen aus den
Leuchtern, stellte Tische und Stühle an
den rechten Platz. Was aufgehoben werden
mußte, wurde sorgfältig verpackt und verschlossen.

Der Himmel färbte sich mit fahlem Gelb, als Josepha das
letzte Mal den Schlüssel herumdrehte in dem schweren Eisenschrank,
der in die Wand eingemauert war.

Der Forstmeister hatte ihre Handlungen mit scharfen Augen
bewacht; leht erhob er sich aus seinem Sessel, redte die fleisge-
wordenen Glieder, gähnte, ließ sich die Schlüssel von der Schwester
geben und ging aus dem Saal.

Der lag im trüben Morgengrau. Josepha stand sinnend an
der runden Tafel, die noch nicht zusammengehoben war. Sie
horchte hinaus, horchte, ob auf dem langen Gange nicht der feste
Schritt zu hören war, den sie aus tausenden herauskannte. Es
kam auch wirklich jemand, aber schwer und tastend, wie müdes
Alter ... der Forstmeister redte seinen Kopf noch einmal zur
Tür herein:

„... Daß ich's nicht vergesse ... ich hab' der Orzi unsere
Rose für ein paar Wochen zum Besuch zugesagt. Richtet dich danach
und sieh' zu, daß das Mädel anständig hinkommt, so mit den
nötigen Firtlesanzereien, ohne die ihr Weiber nun mal nicht aus-
kommt.“

Dann ging er wieder. Josepha war zusammengezuckt, als
ihr der Bruder diese Mitteilung gemacht. Lange stand sie am
Fenster, die Stirn in ersten Falten; was dahinter kreiste, ver-
mochte auch der junge Morgen nicht zu enträtseln, der eben mit
strahlenden Augen ins Fenster guckte. — Aber ihre tonlose Stimme,
die hörte er. Nur zwei Worte schlüpfen über ihre Lippen:

„Also doch ...!“

[illegible]

„Was nützte es, wenn ich nein sagte?“
 Dampf kam es von seinen Lippen. Ueber das Gesicht der
 Baronin ging ein Schatten.

„Schon wieder Schulden“ . . . mehr sagte sie nicht.
Béla blieb stumm; er schielte die Mutter aus halbverdeckten Augen an. Sein Geständnis hatte ihm einigermaßen Ruh gebracht. Die Mutter war so empfindlich, wenn es sich um Schulden handelte; aber sie hatte ihm schon oft geholfen . . . f würde ihm wieder helfen. Wie sie von ihm wich, die G spenster!

Er streckte sich, zog langsam die Schokolade zu sich heranahm eine Waffel von der Schale — die blauen Briefe schrumpfte

Er empfand jetzt auch die Schönheit des Morgens, zog den Rosenduft ein, der vom Garten herauf kam, hörte der Mutter zu, die in der Fichte pfiff und schielte wieder nach der Mutter. Sie fing den Blick auf, raffte sich energisch zusammen und fragte:

„Wieviel ist es denn?“

„Zwanzigtausend Kronen muß ich drei Tagen haben; aber der Kerl schreibt deine Unterschrift ist auch bar Geld.“

Sie nickte still. Daß Béla doch wieder Schulden gemacht hatte, das machte

Sie sah lange nachdenklich vor sich hin, dann fragte sie:

"Spiessschulden?" Eindringlich richtete ihr Blick auf dem Sohne; sie suchte den seinen.

Er vermochte es nicht, ihren Blick
erwidern, denn es lag ein Mahn
in den Mutteraugen, ein Erinnern, und
was auf dem Grunde dieses Blickes stan-
erschreckte ihn, es überkam ihm ein
Furcht, denn er sagte sich:
"Sie achtet dich nicht mehr, die Mutter."

Kann sie mich denn noch achten? Und ich ihr denn ein einziges Mal Wort halten?"

Er sprang auf und rannte mit großen Schritten in der Halle auf und ab: "Es ist zum Rasendwerden!" rief endlich vor der Mutter stehengeblieben.

"Was bin ich? Wie ein dummer Zirkelaufer ich durch die Welt und mache a

Streiche wie ein dummes Jüngling.
Das alles nur, weil ich auf unsicher

Füßen stehe, — weil ich keinen He-
mein eigen nenne, . . . immer und im-
aus deiner Tasche leben muß."

„Du hast dein Barett in zwei Theile
vergeudet.“ — warf Frau von Orzi
„Nun ja . . .“ hastig gab er es zu
ließ sich wieder in den Sessel fallen
beugte seine Fingernägel und preßte
zwischen den Zähnen hervor:
„Nun ja . . . du hast recht . . . aber
war schon stark verschuldet, als ich
Erbe antrat. Ich will niemanden
klagen . . . ihr habt es gewiß gut
gemacht.“

schlagen, eigne mich nicht für den Dienst im Heere . . . hab' ich
nur dessen lustige Seite gesehen; und wenn man da noch
Glück oder Unglück hat, in einer Garnison zu stehen, in der
höchsten Vertreter . . ."

„Du weißt, ich liebe diese Art Verteidigung nicht, die an belästet. Jeder Mensch ist selbst verantwortlich für seine Handlungen. Du hast es sehr spät erkannt, daß du dich nicht für Beruf eines Soldaten eignest, erst dann, als man dir von

abgewinkt hatte. Du versarbst dich, du erinnerst dich nicht an diese peinlichen Dinge, ich finde das begreiflich; aber meine Pflicht, dich daran zu mahnen. Es wäre dir auch in e

anderen Berufe so ergangen, wenn du mit ihnen gepflegt hättest. Wir wollen doch unter vier Augen de

Das klang alles so scharf — die Mißachtung, die in den er-
Frauenaugen lag, schwebte fühlbar über der Rede.
Mêla fühlte sich tief gedemüthigt: Mußte er sich das
sagen lassen, von einer Frau sagen lassen? . . . Er, der M-
utter mochte ihm den E-

Und wenn es zehnmal seine Mutter war, die ihm
seines Lebens vorhielt, sie war doch nur ein Weib, während
ach, flüchtig so! die Mannesrolle!

Sie midte still. Daß Béla doch wieder Schulden gemacht hatte, das machte sie bejorgt und störte das Gleichgewicht ihrer Seele.

Sie sah lange nachdenklich vor sich hin, dann fragte sie:

„Spielschulden?“ Eindringlich ruhte ihr Blick auf dem Sohne, sie suchte den feinen.

Er vermochte es nicht, ihren Blick zu erwidern, denn es lag ein Mahnen in den Mutteraugen, ein Erinnern, und .. was aus dem Grunde dieses Blickes stand, erschreckte ihn, es überkam ihm eine Furcht, denn er sagte sich:

„Sie achtet dich nicht mehr, die Mutter! Kann sie mich denn noch achten? Hab' ich ihr denn ein einziges Mal Wort gehalten?“

Er sprang auf und rannte mit großen Schritten in der Halle auf und ab:

„Es ist zum Rasendwerden!“ rief er, endlich vor der Mutter stehenbleibend.

„Was bin ich? Wie ein dummer Junge laufe ich durch die Welt und mache auch Streiche wie ein dummer Junge . . . Das alles nur, weil ich auf unsicheren Füßen stehe, — weil ich keinen Heller mein eigen nenne, . . . immer und immer aus deiner Tasche leben muß.“

„Nun ja . . .“ hastig gab er es zu und

„Nun ja . . . du hast recht . . . aber ich war schon stark verschuldet, als ich das

Erbe antrat. Ich will niemandem an-
klagen . . . ihr habt es gewiß gut mit
eurer Tradition infolge der militärischen

„Ich hab' immer
Seite gesehen; und wenn man da noch das
hat, in einer Garnison zu stehen, in der die
...“

liebe diese Art Verteidigung nicht, die andere
ist selbst verantwortlich für seine Hand.

„Ich habe sehr spät erkannt, daß du dich nicht für den
en eignest, erst dann, als man dir von oben
du versärbst dich, du erinnerst dich nicht gern
Dinge, ich finde das begreiflich; aber es ist
aran zu mahnen. Es wäre dir auch in einem
gegangen, wenn du nur seine lustige Seite
Wir wollen doch unter vier Augen deinem
stellen umhängen!“

so scharf — die Mißachtung, die in den ernstesten
Stimmte fühlbar über der Rede.

ch tief gedemüthigt: Mußte er sich das alles
iner Frau sagen lassen? . . . Er, der Mann?

mal seine Mutter war, die ihm den Spiegel
elt, sie war doch nur ein Weib, während er . .

Mannesrolle!

Der Landwirt, der seinen Beruf mit von der lustigen Seite nimmt, endet gewöhnlich im Armenhaus oder auf der Landstraße. Aber ich will die entgegenkommen — es ist ja möglich, daß du auf anderem Gebiet ernstere Rollen zeigst. Die Nacht der Vändereien von Adamhof läuft ab. Ich will sie selbst bewirtschaften, will dir mit Hilfe eines tüchtigen Inspektors Gelegenheit geben, ein guter Landwirt zu werden; oder hast du andere Ideen... deine Augen leuchten so eigen.

Er machte eine abwehrende Handbewegung:

„Landwirt... das kann man auch nicht so über Nacht werden! Ich will ja nicht sagen, daß man hier mit Lust und Liebe nicht viel erreichen könne — aber da muß eben ganz intensiv geschaffen werden... Ich weiß noch gar nicht, ob mir die Landwirtschaft liegt! Nun, ein Versuch wird's ja zeigen... aber schließlich bringt die Landwirtschaft auf herrschaftlichen Gütern heute nicht viel. Reformen sind da dringend nötig; wir müssen sie durch Industrie stützen und heben. Siehst du, Mutter, hier liegt unsere Zukunft — wir brauchen Fabriken... Billige Wasserwege sind da... Ich wüßte schon, was ich täte, wenn ich Herr auf Adamhof wäre... und wenn Neuenstein, Buton und Karsten Wort halten... wenn...“

„Ich muß dich schon wieder unterbrechen,“ rief die Baronin lebhaft. „Da du so viele „Wenn“ ins Feld führst, laß auch mich einmal damit operieren, obwohl ich sonst keine Freundin davon bin. Wenn du wirklich den guten Willen hast und die Kraft für ernste Arbeit, nun, so gehe den Weg, den ich dir zeige. „Wenn“, — die Baronin betonte das Wörtchen jedesmal stark — „du dich verheiratest, trete ich dir meine Rechte auf Adamhof ab und mache dich zum Herrn darüber.“

Es muß nicht gerade Rösschen Karsten sein, die du heiratest, obwohl sie mir es ganz besonders angetan hat. Ich meine immer, sie läßt sich noch so formen, noch umbilden nach unserem Geiste, denn sie ist noch ganz unfertig. Daß sie aus bürgerlichen Kreisen stammt, hat in unserer Familie, die ja viel mit Bürgertum durchsetzt ist, nichts zu sagen. Ich bin, wie du weißt, nicht abelstolz — aber wie gesagt, es muß nicht des Forstmeisters Tochter sein, die du heimführst... Die Ehe ist viel zu ernst, um nur der Berechnung zu dienen. Soll sie ihren Zweck erfüllen, dürfen Achtung und Sympathie nicht fehlen... Suche dir eine Frau meinetwegen, wo du willst; nur vergiß nicht, sie muß Dame sein! Du kannst doch nicht verlangen, daß ich etwa einer Jarlask Tochterrechte einräume.“ Béla zuckte zusammen; er konnte es sich nicht verhehlen, dieser Name verhallte in der reinen Luft des Elternhauses unangenehm, — auch für ihn; er pakte nicht hierher.

Aber es war ja nicht die Jarlask, für die er kämpfte. Er wird sie vergessen, wie so manche andere; war doch ihr Bild in den letzten Wochen ohnehin schon verblaßt. Was ihm das unangenehmste Gefühl verursachte, war der Gedanke, daß er dem Zwang folgen mußte, er mußte sich einem anderen Willen unterordnen, sollte er nicht zugrunde gehen.

Diese verwünschten Schulden! Er atmete tief auf, hob den Blick und sah die Mutter ein wenig zurückgelehnt in dem Sessel sitzen. Ihr Gesicht sah entschlossen aus.

Da zwang auch er sich zu einem Entschluß. — Langsam kam es von seinen Lippen mit dem sichtlichsten Bemühen, Humor in die Sache zu bringen:

„Wenn du mich denn durchaus ins Ehejoch spannen willst, Mütterchen, na, dann überlaß ich dir es auch, mir die Frau auszusuchen. Dein guter Geschmack wird schon die richtige finden.“

Er holte sein Taschentuch hervor und tupfte den Schweiß von der Stirn, den ihm diese Stunde ausgepreßt hatte.

... daß eine vernünftige Ehe ihren Sohn ruhiger und ernster machen werde.

Sie sah nach der Uhr und erhob sich:

„Ich will gleich schreiben — Stephan muß ohnehin in die Forstmeisterei. Frau Josepha hat mir frische Rüsse versprochen...“

Sie ging, und auch Béla erhob sich. Er trat an das Gitter und sah sinnend in das herbstliche Land. Rechts der Wald, mit uralten Bäumen... Stämme, die zwei Männerarme nicht umspannen konnten, Stämme, hoch wie stolze Masten... sie wurden ihm zu Zahlen, formten sich ihm zu runden Kullen, die did und geschwollen hinter ihrem Zähler hergriffen.

Eine weite Aussicht tat sich seinem Geiste auf. Her: auf Adamhof... Herr dieses köstlichen Waldes mit seinen lebenden Gelbmassen, — Herr der blühenden Wiesen, die sich bis zur Donau zogen, die dort so blau und herrlich floß! Hohe Schöte wuchsen aus dem Grunde auf, Maschinen furrten, Menschen wimmelten in rastloser Arbeit — und er der Herr über alle... hinausgewachsen, über das Grau des Alltags, hinausgewachsen über des Lebens Enge! Ein Schöpfer, ein Träger unermesslicher Werte... Er lächelte und raffte sich mit heftigem Ruck zusammen:

„Wahrhaftig, ich träume mit wachen Augen; aber der Traum hat einen festen Grund. Nur meine persönliche Freiheit muß ich opfern...“

muß mich geduldig einspannen lassen ins Ehejoch... Herr Gott —!“

Er reckte sich. Wer diese Einrichtung erfunden hat! Auch eine Dummheit... eigentlich nur für das Proletariat was nütze. Da mag einer den andern stützen... sonst aber!“... seine Stimme senkte sich... „Ich gehöre ja auch dazu!“

Wenn meine gnädigste Frau Mutter mich nicht hält, bin ich ein verlorener Mensch...“

(Fortsetzung folgt.)



Staatssekretär Dr. Helfferich auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Verfallene hohe deutsche Staatsbeamte besuchen jetzt in der Zeit, wo die Parlamente ruhen, die besetzten Gebiete und die Kampfzonen. Unser Bild zeigt den Staatssekretär Dr. Helfferich (2. von links) im Forst von Bialowies. Ganz rechts Unterstaatssekretär Wabnische von der Reichskanzlei.

Kurland und sein Deutschtum.

Von D. Wagner (zurzeit Lehrer an einer deutschen Schule in Kurland.)

(Nachdruck verboten.)

Es war wohl vorauszu sehen, daß die Letten den Eingewanderten mit Mißgunst und Haß begegneten, wurden sie doch in gewissem Sinne verdrängt und das Deutschtum gekräftigt, da es nunmehr alle Volksschichten umfaßte. Aber auch die russische Regierung hatte ihre begünstigende Haltung den Deutschen gegenüber bald wieder geändert, besonders nachdem Kurland immer mehr zu England hinneigte. Zunächst suchte die Regierung der vermehrten deutschen Ansiedlung ein Gegengewicht zu schaffen. Sie gab der staatlichen Bauernagrarkasse besonders weitgehende Vollmachten, um den Ankauf der in der lettischen Revolutionszeit zerstörten Güter durch großrussische Bauern in leichtester Weise zu ermöglichen. Als es aber den Balten gelang, fast alle bedrohten Güter in deutsche Hände zu bringen, beantwortete die Regierung ihre Niederlage mit einem Verkauf des ein Viertel Kurlands betragenden Dämonenbesitzes an moskowitzische Bauern und sah nun den Plan einer Umiedlung ganz Westrusslands, die eingeborene Bevölkerung sollte verschickt und es sollten nur Großrussen angesiedelt werden. Was die geistige Knechtung zur Russifizierung nicht fertig gebracht, das sollte rohe Gewalt jetzt kurzer Hand zwingen. Was wäre die Folge gewesen, wenn dieser Plan Wirklichkeit geworden? Dieser Vorstoß des Slawentums nach Westen hätte an unsere Ostgrenze die Wehr- und Angriffs-

...wird, um das gesamte Deutschland vor dem drohenden Untergange zu bewahren! Und wie müssen wir Gott danken, daß er unsern Heeren den Sieg und die Kraft verliehen hat, die Kulturgebiete Westrußlands zu erobern und zu retten! Freilich konnte es nicht wundernehmen, daß die Balten bei Ausbruch des Krieges die ganze Schärfe russischer Maßnahmen traf. Alles, was sich deutsch nante, wurde verboten: Der Deutsche Verein, deutsche Schulen, deutsche Zeitungen. Jeden, der von den bestellten Spionen angezeigt wurde, daß er sich der deutschen Sprache bedient habe, erwarteten schwerste Strafen. Am 2. Februar 1915 mußte der Zar die Enteignung jeglichen Besitzes der deutschen Kolonistenbauern verfügen. Doch das alles hielt die Söhne der Balten nicht ab, getreu ihrem Eide für den zu kämpfen, dem sie ihn geschworen, mochten sie auch schweren Herzens ihren eigenen Stammesgenossen gegenüber stehen.

Als dann die Eroberung durch die Deutschen drohte, begann eine Verschleppung derjenigen Balten, die man nur irgendwie wegen Deutschfreundlichkeit im Verdacht hatte. Wohl ein Drittel der Großgrundbesitzer ist verbannt worden. Balten in öffentlichen Stellungen, solche, die sich als Führer des Deutschtums verdient gemacht, darunter hervorragende Geistesgrößen, wurden gezwungen, das Land zu verlassen. Wer bei dem ersten Vormarsch der Deutschen diese freundlich aufnahm, wurde von Letten angezeigt und fortgeschleppt.

Aber dann kam die heißersehnte Erlösung. Mit verhaltenem Jubel — aus berechtigter Vorsicht — und nicht so sehr mit jauchzender Freude auf den Lippen, aber desto lauter und inniger im Herzen, empfing man die deutschen Reiter. Und die schon alles verloren gedacht, schönsten neue Hoffnung auf eine glückliche, weil deutsche Zukunft.

Als nun die Russen über Mitau hinaus zurückgeworfen waren, da machten sie ihrem deutschen Empfinden Luft, nicht so sehr in Worten, aber in Taten. Obwohl sie meist selbst durch den Krieg schwer gelitten, gaben sie und geben sie noch heute uns deutschen Soldaten, was ihnen möglich. Baltische Edelfrauen erquicken besonders gern die Verwundeten, und zum Weihnachtsfeste sorgten ihre edlen Herzen und rührigen Hände für manche erhebende Feier und schöne Bescherung.

Und nun leben alle diese Treuen in fragender Hoffnung: Was wird jetzt mit uns werden? Ein tragisches Geschick hat von jeher über diesen braven Deutschen gewaltet, weil sie vom alten Heimatlande getrennt waren, und denen man es von der eigenen Regierung, obgleich sie ihr treu ergeben waren, zur Schuld anrechnete, daß sie im Glauben an die unversiegbare Kraft deutscher Entwicklung, doch in Verneinung slavischer Unkultur und ihrer Verderblichkeit ihre deutsche Eigenart behalten wollten. Was Wunder, daß darum einige schon den Mut verloren, und nach aller Enttäuschung schließlich in dumpfer Ergebung keine andere Möglichkeit einer besseren Zukunft mehr sahen, als in einem Aufgehen im Russentum. Allerdings konnten sie ja auch ein viel angenehmeres, ruhigeres Dasein haben, wenn sie in ihrem Herzen mit Deutschtum hätten erkalten und erlöschen lassen. Aber sie gaben schon lange vor dem Kriege das schönste Beispiel deutschen Durchhaltens im Glauben an den endlich doch kommenden Lohn. Und soviel steht heute fest: Die noch hier wohnenden Deutschen haben jetzt jeglicher Rücksicht unter russische Verhältnisse entsagt. Bei einer Rückgabe Kurlands an Rußland oder einer Wiedereroberung durch dieses müßten alle vor der Nachsicht der Russen nach Deutschland flüchten unter Verlust von Hab und Gut, nachdem sie ihr Barbarmögen, das in den geschlachteten russischen Banken lag, schon längst als verloren betrachten. Eine Vermehrung unserer schon ohnehin zahlreichen Einwohner bei Deutschlands engen Grenzen wäre gewiß nicht von Vorteil. Lieferten sie sich aber auf Gnade und Ungnade den Russen aus, so wissen sie, was nach den von Rußland getroffenen Maßnahmen ihrer harret. Die meisten sind

...zum entflohen, lieber irgendwohin auszuwandern, selbst den Platonen den Rücken zu kehren, falls man sie nicht mit Zwang land vereinigt. 200 000 Deutsche des ganzen Baltikums haben darum heute bekümmert nach Westen und fragen: Wohin man uns preisgeben oder uns in die Gemeinschaft aufnehmen, in die wir gehören? Wir aber hoffen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen für unsere Stammesgenossen die Sehnsucht vor Jahrhunderten erfüllt werde. Und wie die baltischen Deutschen wert sind, mit dem großen Vaterlande vereinigt zu werden, so würde Deutschland gewiß keinen Schaden bei der Angliederung Kurlands oder des ganzen Baltikums haben. Kurland, das nicht ganz so groß wie Belgien ist, würde mit seiner vorzüglichen Landwirtschaft von außerordentlicher Wichtigkeit für unsere Volksernährung werden und unsere Abhängigkeit diesbezüglich vom Auslande sehr vermindern. Deutschland erhielt ein schönes Siedlungsland, wertvoller als alle Kolonien, weil in der Nähe des Mutterlandes gelegen. Kolonisten müßten die heute noch in Rußland verbliebenen Deutschen werden. Denn sie haben zunächst für alle Zukunft nach dem für Rußland verlorenen Kriege die ganze Rache des Russentums zu erwarten. Schon jetzt ergoht ja nach den Nachrichten aus Rußland über sie unsägliches Leid,

trotzdem auch ihre Söhne getreu ihrem Fahnenеide gegen ihre Stammesgenossen kämpfen müssen. Da die russische Regierung seit Jahren die Vernichtung der Deutschen erstrebt, wird sie nach dem Kriege, diese Vernichtung in brutalster Weise zu Ende führen. Rußland führt ja, nach dem Ausspruch des russischen Ministerpräsidenten Goremykin nicht bloß Krieg gegen Deutschland, sondern gegen das gesamte Deutschtum. Aber unsere Selbsterhaltung fordert, daß kein deutscher Stamm verloren gehe.

Und bei den Friedensverhandlungen wird die deutsche Regierung sicher auch dieser ärmsten aller Deutschen gedenken. Der baltische Adel hat schon jetzt ein Drittel seines Gesamtbesitzes für Siedlungszwecke billigt zur Verfügung gestellt. Die Kolonisten aber berechtigen zu den besten Hoffnungen. Sie sind durchgehends tüchtige, kräftige Leute, an Arbeit gewohnt und an ihrem Deutschtum zäh festhaltend, also zu einem Grenzvolk wohl geschaffen. Ihr Kinderreichtum ist ebenfalls ein günstiges Zeichen für ein gesundes Deutschtum. Endlich werden sich dann auch die noch hier wohnenden Letten gar bald dem Deutschtum zuwenden. Die demselben früher besonders feindlichen lettischen Elemente, besonders die „lettische Intelligenz“ wegen ihres schlechten Gewissens, sind beim Einmarsch der Deutschen geflüchtet, wahrscheinlich und hoffentlich, um nie zurückzukehren. Die Verbliebenen werden bei der Fortsetzung der von der baltischen Ritterschafft stets verfolgten wirtschaftlicher

und kulturellen Förderung der Letten bald gewonnen sein. Denn der Lette verfolgt zumeist Zweckmäßigkeitsgründe, hat auch leichtes Anpassungsvermögen; und wenn er auch wohl politisch erwacht ist, von nationaler Sammlung und Selbstständigkeit kann noch nicht die Rede sein. Eine „lettische Frage“ besteht also nicht. Dazu geht das Lettentum zurück, es herrscht bei ihm das Zweikinder-system vor. (Während z. B. hier bei einer Kolonistenfamilie das 13., bei einer anderen das 15. lebende Kind geboren wurde, zeigte eine dieser Tage aufgestellte Statistik in einer Lettengemeinde bei 73 Männern, 114 Frauen nur 58 Kinder, in einer andern bei 28 Männern und 46 Frauen nur 28 Kinder.)

Kurland wird einer schönen deutschen Zukunft entgegengehen, die Ostsee aber zum deutschen Meer werden. Deutschland besitzt Siedlungsland, und Deutsche brauchen nicht mehr übers Meer auszuwandern und so dem Reiche verloren zu gehen. Möge der Wunsch einer Balten in Erfüllung gehen:

„Greif' zu drum, siegreich Deutschland
Und schüt' mit starker Hand
Das Deutschtum und die Deutschen
Im ganzen Baltikumsland.“



Das Rathaus zu Arras, eines der wichtigsten Sammelplätze der englischen Offiziertruppen.

Was der Krieg so mit sich bringt.

Von Friedrich Kipp.

(Nachdruck verboten.)

Es war in der ersten Zeit des Krieges. Deutschlands Heere standen in Frankreich und drückten den Feind ins Innere des Landes.

Es galt, die Franzosen in Eilmärschen zu verfolgen und ihnen keine Ruhe zu gönnen, damit der Sieg ausgenutzt werden konnte. In verschiedenen Stellen mußte aber noch gründlich gekämpft werden, da die Rothosen sich immer wieder festsetzten und hartnäckigen Widerstand leisteten.

Hinter einer sanften Hügelwelle hatten sie festen Fuß gefaßt und setzten jetzt alles daran, um das Terrain zu behaupten. Die Deutschen Kräfte waren hier zu schwach, um die Widersacher zu vertreiben. Trotz todesmüthigem Vordringen der braven Kämpfer, die hier suchten, war kein nennenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Die Franzosen waren in großer Ueberzahl und richteten ein verheerendes Artilleriefeuer auf die ansturmenden Feldgrauen. Der fehlende deutsche Kommandeur sah ein, daß alle Sturmangriffe vergeblich waren und daß er seine Leute nur nutzlos hinopferte. Er ließ darum zum Rückzug sammeln und winkte seinem Adjutanten, Leutnant Verney.

„Herr Leutnant, nehmen Sie ein Auto und fahren Sie zu unseren Batterien; sollen sofort feindliche Stellungen unter Feuer nehmen und französische Geschütze zum Schweigen bringen!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Leutnant Verney machte eine schnelle Kehrtwendung und eilte davon. Aber woher ein Auto nehmen? Nirgends war eine dieser duffenden Droschken zu sehen.

Der Befehl war aber gegeben und mußte also auch ausgeführt werden. Anders ist's beim deutschen Militär nicht. Das wußte Leutnant Verney und darum suchte er nach einem Auto — und fand nach erstaunlich kurzer Zeit wirklich eins. Aber ohne Chauffeur! Dieser war verwundet und wurde gerade vom Stabsarzt verbunden.

„Ist auch egal,“ brummte Leutnant Verney vor sich hin, „dann selber fahren!“ Und mit einem gewandten Satz schwang er sich auf den Führersitz und ratterte davon.

Mit Windeseile fauste er über die schön gepflegte Landstraße dahin, der Richtung zu, wo er die Geschütze vermutete.

Da bekam er auf einmal Flankenfeuer. Der Feind mußte das dahineilende Gefährt bemerkt haben und feuerte nun wie toll auf die weithin sichtbare Landstraße.

Der Leutnant merkte die Gefahr, die ihm drohte und daher schlug er die größte Geschwindigkeit an.

Hinter ihm, neben ihm, überall explodierten die Granaten und Schrapnell. Schon hatte er ein rettendes Gebüsch vor Augen, wo die Franzosen ihn nicht mehr sehen konnten, da zerplante in unmittelbarer Nähe der Landstraße eine Granate und überschüttete das Auto mit einer Wolke von Sand und Steinen. Leutnant Verney verspürte dabei einen harten Schlag am Arm, der ihn unfähig machte, den Griff zu halten. Er biß sich auf die Zähne und lenkte mit der gesunden Hand weiter. So kam er glücklich zu dem kleinen Wäldchen, das ihn vor den Augen der Feinde verdeckte. Zugleich bemerkte er einige deutsche Infanteristen, die am Rande des Weges lagerten.

Der Leutnant, der nur mit der größten Mühe noch Herr über sein Fahrzeug war, stoppte ab und winkte mit der unverwundeten Rechten nach den Soldaten.

„Ist jemand unter euch, der ein Auto lenken kann?“ fragte er in hastigem Tone die Hinzueilenden.

„Ja, Herr Leutnant,“ meldete sich da sofort eine Stimme und ein schlanker junger Mensch in nagelneuer Uniform sprang hinzu.

„Dann bringen Sie mich sogleich im schleunigsten Tempo zu den Batterien! Wie Sie sehen, bin ich verwundet und vermag daher den Wagen nicht mehr zu lenken.“

Wie der Blitz sah Fritz Müller, so hieß der schneidige Feldgrau, an der Seite des Leutnants, der ihm den Führersitz überließ, und brachte das Auto mit sicherer Hand in kurzer Zeit an Ort und Stelle.

„So, da haben Sie etwas für Ihr gutes Fahren,“ sagte er, dann wollte er davon.

Fritz Müller stand stumm. In seinem Gesicht wechselten Blässe und Röte, und indem er allen Mut zusammennahm, sagte er stammelnd: „Verzeihen, Herr Leutnant, ich bin Großkaufmann und kann kein Trinkgeld annehmen.“

Der Leutnant wandte sich um, sah ihn mit großen Augen an und ein wenig gereizt durch die Schmerzen, die ihm sein verwundeter Arm verursachte, sagte er in scharfem Tone: „Das ist ganz egal, ob du Großkaufmann bist oder nicht! Du bist heute nichts weiter, als Musketier und nimmst das Geld an!“

Dann ging er.

Ein Jahr später.

In den Kontorräumen der Firma Müller & Stod herrschte reges Leben und emsige Arbeit.

Die Schreibmaschinen klapperten und die Federn fuhren eifertig über das Papier.

An einem Pulte, in der Nähe des Eingangs zum Privatkontor, stand der Kontorist Max Verney, der ehemalige Leutnant. Er hatte aus dem Heeresdienst ausscheiden müssen, da durch die Verwundung bei jener Autofahrt in Feindesland sein linker Arm steif geworden war. Da er nicht über ein Vermögen verfügte, hatte er sich nach einer Stellung umgesehen und war nach einiger Mühe hier endlich angekommen. Lieber wäre er ja beim Heere geblieben, aber wegen seines Armes, der ihn sonst kaum behinderte, war das nicht möglich gewesen.

Gestern war einer seiner Chefs, der in Frankreich mitgekämpft hatte, sich dort eine Verwundung zugezogen und jetzt, gleich wie er, auch dauernd entlassen war, zum erstenmal wieder in die Geschäftsräume gekommen.

Max Verney hatte ihn nur flüchtig gesehen.

„Was mochte dieser Müller, der noch jugendlich aussah, für ein Mensch sein?“

Da öffnete sich die Tür des Privatkontors. Herr Stod streckte in eigener Person seinen kahlen Kopf durch die Spalte und fragte: „Kann vielleicht einer der Herren Auto fahren?“

Max Verney trat sofort vor und bot seine Dienste an.

„Unser Chauffeur ist eingezogen worden. Da sind Sie wohl so liebenswürdig und fahren unseren Herrn Müller mit seiner Gemahlin einmal ein wenig spazieren. Er kann zwar selber ein Auto lenken, ist aber noch zu schwach dazu.“

Max Verney entledigte sich seines Auftrages mit großem Geschick.

Als er Abends wieder mit dem Auto vor der Müllerschen Villa hielt, sprang er eifertig an den Schlag und half der jungen Gattin seines Chefs, die er im stillen bewunderte, ritterlich aus dem Wagen.

Müller aber zog einen Zwanzigmarschein aus der Tasche und indem er ihn dem über und über erglühenden Verney überreichte, sagte er: „So, da haben Sie eine kleine Ertravergütung für Ihre Mühe!“

Max Verney aber schraubte sich und erwiderte in stotterndem Ton: „Verzeihen Sie, Herr Müller, ich bin ehemaliger Offizier und kann kein Trinkgeld annehmen!“

Herr Müller aber sah ihn lange an, dann huschte ein Lächeln der Erkenntnis über seine bleichen Züge und indem er jenes Vorgangs in Frankreich gedachte, sagte er freundlich: „Das ist ganz egal, ob Sie Offizier waren, oder nicht!“ Sie sind heute mein Angestellter und nehmen das Geld an!“

Jetzt erst hatte Verney ihn wiedererkannt.



Ein indischer Prinz an der französischen Kauffront.

Der indische Maharajah Sir Bertaal Singh, Regent von Jodhpur, wirkt als Vertreter der indischen Prinzen in Frankreich. Wir sehen ihn in seiner wunderlichen Uniform im Gespräch mit Joffe und Datz. Nach französischer Darstellung.



Jugendzeit.

Stimme von Hans Königshofen.

(Nachdruck verboten.)

Die weiße Straße zog sich lang von Ort zu Ort. Glühend strahlte die Mittagssonne und entwirbelte den Staub zur ungeheuerlichen Plage. Auf dem Felde rechts und links der Straße prangte gelb und hoch das Korn, hier und da standen Schnitter, die schweißtriefend die Hand an die Stirne hielten und ausspäteten nach dem kleinen Häuschen dahinten, ganz weit am Horizont. Da lag das Dorf und es war Mittagszeit, ihnen aber hungerte. Und plötzlich tauchte dahinten am Ende der staubweißen Straße ein schwarzes kleines Pünktchen auf, das langsam immer näher kam, ganz langsam. Doch wie es ganz nahe bei den Schnittern war, im gleißenden Mehrenfeld, da machten diese enttäuschte Gesichter: das war nicht die kleine Marie mit dem Essen, das war die „Tante Hannah“. Aber sie grüßten freundlich und fast ehrerbietig, denn die „Tante Hannah“ war im Dorf geliebt und sicher die älteste Einwohnerin.

Umso eifriger aber spähten die Schnitter wieder die Straße hinab und setzten sich schon in Bereitschaft in den Graben längst der Straße, wo das verwahrloste hohe Gras zum Mittagschlafchen gastlich einlud.

Die alte Hannah aber ging weiter der noch fernen Stadt zu, sie ging „zu Besuch“. Plötzlich aber fuhr sie erschrocken zusammen.

Näher trühten neben ihr auf dem harten Fahrweg und um ein wenig wäre sie beim auf die Seite springen den gerade hier etwas abschüssigen Straßenrand hinabgestürzt, denn es befand sich da eine tiefe Grube, die von einer benachbarten Ziegelei ausgegraben war. Die Hannah war bei der bleiernen Hitze etwas eingeschlummert und nur noch mehr mechanisch weiter geschritten, darum auch war sie so erschrocken.

Wie sie jetzt aber nach dem Gefährts sich umschaute, ging ein Sonnenleuchten über das welke Gesicht und es war da eine Seligkeit, zwar sehen konnte man die nicht, die war nur innerlich in dem immer noch jungen Herzen der alten Hannah. Der in dem Wagen saß und das Köflein anhielt, der da so freundlich durch seine großen Brillengläser sie anschaute und so wehmütig-glücklich in seinen weißen Bart lachte, war der Herr Ortsvorsteher. Er grüßte die alte Hannah und lud sie ein, zu ihm in den Wagen zu steigen, er müsse auch zur nahen Stadt fahren und so ein altes Weiblein sei sicher nicht mehr gut zu Fuß. Die Hannah wehrte sich heftig dagegen, sie könne noch gut ausreiten und was die Leute denken würden. Aber der Herr Ortsvorsteher ließ nicht ab mit bitten und die Sonne strahlte plötzlich noch einmal so glühend, und so kam es, daß die alte Hannah doch in den Wagen stieg zum Herrn Ortsvorsteher. Das Wägelchen tollte wieder lachte weiter, die beiden aber dadrinnen plauderten.

„Wirßt du nicht mit mir in einem Wagen fahren dürfen, Hannah“, sagte der Ortsvorsteher, „und hast mir doch vor sechzig Jahren das Leben gerettet, damals als mich just neben dem Tore eures Gehöftes der Hirschlag traf. Hannah, wenn du damals nicht gewesen wärst und hättest mich nicht heimgetragen in eure gute Stube, weißt du, wo die Wände so schön geweißt waren, und die lange knarrende Bank neben dem Ofen stand, weißt du, wenn du da nicht die Kissen geholt hättest und mich sanft gebettet und gekühlt und immer wieder gekühlt hättest, dann wäre ich halt gestorben.“

Die alte Hannah aber sagte nichts, sie saß nur glücklich im Wägelchen neben dem alten Mann, dem sie damals, vor sechzig Jahren, als er noch ein feuriger junger Bursch gewesen, das Leben gerettet hatte. Die alte Hannah sagte nichts, umsomehr rumorte es in ihrem Kopf. Ja, ja, der Herr Ortsvorsteher war damals ein flotter Bursch gewesen, ein wilder feuriger Bursch, aber die

Hannah war auch ein trostiges Mädel gewesen, und sie hatte den Tropstrost vom Schultzeisenhof lieb gewonnen, als er in ihrer guten Stube auf der Bank lag, aber sie hatte es nie verraten, nie. Dazu war sie zu stolz und der Schultzeisenhof hatte es halt auch nicht gemerkt, daß das Mädel da vor ihm, die wilde Hannah, ihn so furchtbar gern hatte, der hatte seine Augen schon auf jemand anders geworfen, auf die Willibses Marie vom Waldbhof. Und so war es denn gegangen, wie's ganz natürlich war. Sie waren immer gute Freunde geblieben, aber weiter nichts. Und die Hannah ist darüber alt geworden und manchmal pochte der Freier an, aber sie wollte nicht, sie war halt zu trostig und auch zu stolz. So ist sie denn zeitlebens die Helferin ihrer Brüder gewesen und hat denen beigegeben in vielen trüben und frohen Stunden des Lebens. Auf ihre alten Tage aber wohnt sie wieder daheim auf väterlicher Scholle und nur ab und zu eilt sie zur Stadt, der Brüder Kinder zu besuchen, die in der Stadt ein gar großes Haus führen. Sie aber ist allen sehr willkommen, leben doch in ihr die Väter wieder, die Brüder der alten Hannah, die längst gestorben sind.

Die Sonne sticht noch immer heiß auf Straße und Wagen, immer langsamer fahren sie dahin. Schon tauchen vorne die ersten Häuser der Stadt auf und das alte Tor, das da als Ruine stehen geblieben ist aus der Römerzeit. Die alte Hannah ist im Polsteritz des Wagens sanft eingeschlummert. Träumt sie von der Jugendzeit — und steht ein Traum vor ihr der junge Schultzeisenhof, denkt sie vielleicht im stillen, es wäre doch besser gewesen, sich auch ein Nest zu bauen? Neben ihr sitzt

stolz und grade der alte Ortsvorsteher und lenkt sein unruhiges Köflein, das gerald erschrecken will vor der elektrischen Bahn, die hier am Eingang der Stadt mit ihrem lauten Lärm beginnt. Stolz sitzt er da, ab und zu wirft er einen Blick auf das alte Weiblein, das da neben ihm sitzt, nur einfach gekleidet, das Kopfstück umgeschlagen, aber er fährt den Stolz des Dorfes und das macht ihn glücklich.

Wohnt er vielleicht auch etwas aus der goldenen Jugendzeit, wo die wilde Hannah ihn pflegte und Sonntags darauf so traurig am Saaleingang stand, als er mit Willibses Marie zum Tanze schritt? Jugendzeit . . .

Spruch.

Wir machen keine neuen Erfahrungen, aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.

Die Operation.

Sie müssen's ihm sagen, so weh' es tut, Sie müssen ihn operieren. Man hört ihn nicht klagen, das junge Blut, Man muß das Bein amputieren.

Er möchte heim zu der blonden Braut, Er sieht sie bangen und beben, Wie oft hat im Kampf er ihr Bild geschaut, O Heiland, lasse mich leben.

Nun liegt er bewußlos im Aetherrausch, Die jagenden Pulse fliegen. „Ich liebe dich! Hör', Geliebte, lausch'! Die Feinde fliehen. Wir siegen!“

Und als er aus tiefer Betäubung erwacht, In den Armen der treuen Marie, „Doktor!“ ruft er, „wie steht die Schlacht? Wo ist meine Kompanie?“

Josens Abel



Das Königliche Schloß in Tatoi bei Athen, welches durch eine Feuersbrunst zerstört wurde.

Sprüche.

Die Hoffnung im Herzen des Menschen ist unverilgbar; sie gleicht dem Wildfeuer, das wir an einer Stelle erstickten, damit es an einer anderen Stelle viel heller aufblühend.

Der große Mann geht seiner Zeit voraus, Der Kluge geht mit ihr auf allen Wegen, Der Schlaupkopf beutet sie gehörig aus, Der Dummkopf stellt sich ihr entgegen.

Ein Fangelisen für — Menschen.

Welch sonderbare Polizeiwaffen für Ausreißer man sich früher erdachte, das beweist auch die Schilderung eines „Menschenfängers“, die uns Zacharias Conrad von Uffenbach im zweiten Teile seiner „Wertwärtigen Reisen durch Niederachsen, Holland und Engelland anno 1753“ gibt. Er berichtet dort von einem Besuch im Hamburger Zeughaus: „... Von hier wurden wir in das Zimmer geführt, wo die Herren Vorsteher oder Provisores zusammenkommen. Selbiges ist schlecht und nicht gar groß. Wir sahen darinnen in einer Ecke ein gar besonders Instrument stehen. Dieses Instrument dienet gar wohl die unbändige Züchtlinge fest zu halten, wenn sie sich nicht willig ergeben wollen, sondern um sich schlagen, oder wohl gar mit Messer wehren wollen, indem man keine Gefahr, weil man nicht nahe herbeikommt, zu fürchten hat. Es ist nemlich ein Eisen, gleich einer zweyzinkigten Gabel geformet, so einen langen hölzernen Stiel hat. Vorn sind an beyden Seiten zwey Federn fest gemacht, die sich zwar einwärts zurückbeugen lassen, aber sogleich wiederum rückwärts gegeneinander springen. An dem einen Ende habe sie eine dünne eiserne Stange, wodurch die Gabel gehet, damit sie sich nicht so leicht verbeugen, oder anderwärts hinwenden lassen. Stößt man also dieses Instrument einem Züchtlings an den Hals oder Fuß, so öffnet es sich; so bald aber der Hals darinn ist, schließt es sich hinten wiederum zusammen, und kann nicht anders als durch zurückdrücken der beyden Federn eröffnet werden, welches man aber in der Eil und Bestürzung nicht so geschwind erraten kann.“ Auch im Berliner Zeughaus, in München usw. werden solche und ähnliche „Häschereisen“ aufbewahrt.

Die bulgarische Holzindustrie. Bulgarien darf zu den walddreichsten Ländern Europas gezählt werden, betrug doch nach der letzten amtlichen Forststatistik 1908 der Waldbestand rund 29%, v. H. des damaligen Flächengehalts des bulgarischen Reiches, nämlich 2 834 493 ha. Seitdem hat sich durch neu hinzu erworbene Gebiete der Bestand noch wesentlich erhöht. Für Kuchholz kann man heute etwa 1 1/2 Millionen ha in Rechnung setzen, wovon 1/2 dem Staat, der Rest den Gemeinden oder Privaten gehört. Was die Art des Baumbestandes anbelangt, so überwiegen Laubhölzer, in erster Linie Eichen und Buchen, sodann Eichen, Birken, Ulmen und so fort. Bulgarien steht bis jetzt nach einem Bericht der „Baumwelt“ seinem Holzreichtum noch ziemlich rat- und tatlos gegenüber; seine Holzgewinnung und Holzindustrie befinden

Ernst und Scherz.

sich noch im Anfang der Entwicklung. Die Zukunft wird, wenn nicht alles täuscht, hier eine große Veränderung bringen. Mit einem Ausbau des bulgarischen Verkehrsweßens wird auch die sachgemäße Abholzung des teilweise noch im Urzustand befindlichen Waldbestandes einsetzen, zahlreiche Sägewerke werden errichtet werden, und Bulgarien wird nicht nur auf diesem Gebiete von fremder Einfuhr frei werden, sondern sich selbst zu einem Holz- und Holzfabrikate ausführenden Lande entwickeln.

Ein zerstörtes berühmtes Polenichloß. Das Schloß von Olesko, als Geburtsstätte zweier Polenkönige, und wegen seiner

Schloß stellt heute eine Debe dar, wo die Hirten der Nachbarschaft und spielende Kinder ihr Wesen trieben, die Scheiben einschlugen, aus den Dächern die Schindeln herausrissen, um die daselbst nistenden Eulen zu verschrecken, und die Röhre aus dem Städtchen, die in dem Garten und an den Abhängen weiden, freissen den heute vielleicht einzigen Schmutz des Schlosses, den Flieder und den Jasmin.

Enttäuscht. Fräulein: „Sie haben mit neulich eine recht vergnügte Stunde bereitet, Herr Krübler!“ — Schriftsteller (geschmeichelt): „Sie haben sich mein neues Lustspiel angesehen?“ — Fräulein: „Das nicht, aber ich habe Ihnen vom Fenster aus zugeguckt, wie Sie das Radfahren erlernten!“

Was ist Optimismus? Wenn einer sich im Schützengraben vor den Sandsäcken photographieren läßt, das Bild seiner Braut schickt und diese glaubt, das ist die erparte Löhnung.

Ein junger Mann, der mit seiner Braut einen Ausflug macht, reißt beim Anblick eines bissigen Hundes aus. „Was, du läßt mich so im Stich?“ Und gestern hast du noch geschworen, daß du für mich dem Tod ins Gesicht schauen würdest?“ „Gewiß, aber der Hund ist doch nicht tot!“

Kurzer Dienst. Hausfrau, zum neueingetretenen Dienstmädchen: „Also bei Dr. Niedermayers waren Sie zuletzt im Dienst. Eine ganz nette Dame, die Frau Doktor? Wie ist denn der Herr Doktor?“ — Dienstmädchen: „Ich kenne ihn nicht! Als ich hinkam, war er schon ausgegangen, und als er zurückkam war ich schon fort.“

Energisch. Kaufmann: „Ich schide meinen Reisenden zu einem säumigen Kunden in der hiesigen Stadt, um ihm mal energisch auf die Hinterbeine zu treten. Nach 'ner halben Stunde kommt mein Reisender zurück: „Run, Herr Meher, haben Sie es dem Mann gesagt?“ — Reisender: „Ob ich es ihm gesagt hab! Und wie hab' ich es ihm gesagt! Und wenn er da gewesen wär, hätt' ich es ihm noch viel mehr gesagt!“

Fatales Fremdwort. Leutnant beim Exerzieren: „Bei dieser Übung muß der Oberkörper auf dem rechten Beine balanzieren. . . Schedelbauer, versteht wohl gar nicht, was balanzieren heißt? Sag' er mir ein deutsches Wort dafür!“ — Schedelbauer: „Boa lang ziag'n, Herr Leutnant.“

Rätsel.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf,
Das arme Weib
Hat keinen Leib,
Die arme Kleine,
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtig in den andern ein:
Was mag das für ein Weibchen sein?

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Floß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gefch vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur T. Kellen, Bredeuch (Ruhr). Gedruckt bei F. Kellen & Koenen, Essen (Ruhr). Verlag von J. P. Kohn, Barmen.



Erzherzog Friedrich, Feldmarschall und Oberkommandierender der österreichischen Armee, mit seinem Enkelkind. Der Erzherzog feierte kürzlich seinen 60. Geburtstag.

Bracht in Polen berühmt, ist durch den Krieg vollkommen zerstört worden. Schon vorher hatte man dem Schlosse wenig Sorgfalt zugewendet. Dann aber war es, um es vor Vernichtung zu retten, vom Landesmarschall von Galizien erworben worden, und einige Räume wurden erneuert. Diese Arbeit, obgleich sie schon einen gewissen Erfolg hatte, wurde indessen aufs neue unterbrochen und vernichtet. In die königlichen Gemächer drangen Soldner vom Kaukasus und vom Ural ein und vernichteten alles, was nur irgendwie Wert haben konnte. Die Gipsstatuetten und die Bildhauerarbeiten lagen auf dem Fußboden, die aus den Decken und von den Wänden herausgerissenen Bilder wurden in Streifen zerschnitten und in den umliegenden Gärten verstreut, die reichvergoldeten Bildsäulen Apollos und Dianens verloren die Köpfe und die Arme. Das